

Modellprüfung

C2

telc-Format · Übungstest Nr. 2

Im Format: telc Deutsch C2

Leseverstehen · Hörverstehen und Schreiben · Schriftlicher Ausdruck

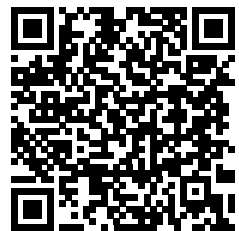
Mit Lösungen, Modelltexten, Transkripten
und Antwortbogen.

Originales, unabhängiges Übungsmaterial
von HowToLearnGerman.online.

Keine offizielle Prüfung des Goethe-Instituts
oder der telc gGmbH. Alle Texte sind neu.

howtolearngerman.online

Learn German · Practice Real Situations · Pass Your Exam



Online mit Audio

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	2
Leseverstehen	3
Hörverstehen und Schreiben	21
Schriftlicher Ausdruck	23
Mündlicher Ausdruck	25
Lösungen	27
Modelltexte und Redemittel	28
Transkripte	36
Antwortbogen	40

Hinweise zu dieser Modellprüfung

Diese Modellprüfung ist ein **originaler, unabhängiger Übungstest** von HowToLearnGerman.online. Sie bildet das öffentlich beschriebene Format von **telc Deutsch C2** nach (Aufbau, Aufgabentypen, Zeiten). Alle Texte, Personen und Aufgaben sind neu geschrieben; es handelt sich nicht um offizielles Material.

Zeiten: Leseverstehen ca. 80 Min. · Hörverstehen und Schreiben ca. 60 Min. · Schriftlicher Ausdruck ca. 90 Min. · Mündlicher Ausdruck ca. 15 Min.

Hören: Die Audiodateien finden Sie in der Online-Version (QR-Code auf jeder Seite). Die Transkripte stehen am Ende dieses Hefts.

Bewertung: Punkte in diesem Heft sind Übungspunkte. Offizielle Bewertungsregeln veröffentlichen das Goethe-Institut und die telc gGmbH.



Leseverstehen

Der Subtest Leseverstehen besteht aus drei Teilen, deren Texte alle zum Rahmenthema „Natur, Wildnis und Naturschutz“ gehören. Sie haben insgesamt 80 Minuten Zeit. Teil 1 und Teil 3 werden mit je 2 Punkten pro Aufgabe, Teil 2 mit 1 Punkt pro Aufgabe bewertet.

Zeit: ca. 80 Minuten · Punkte: 40

Leseverstehen – Teil 1

Die folgenden Abschnitte bilden zusammen einen Lexikonartikel mit dem Titel „Rewilding“, sind aber durcheinandergeraten. Abschnitt z steht am Anfang (Beispiel). Bringen Sie die Abschnitte a-e in die richtige Reihenfolge: Welcher Abschnitt steht an den Positionen 1-5? Jeder Abschnitt wird genau einmal verwendet.

z) Abschnitt z

Als Rewilding (im Deutschen mitunter als „Wiederverwilderung“ bezeichnet) gilt ein Ansatz des Naturschutzes, der darauf abzielt, natürliche ökologische Prozesse in einem Gebiet wiederherzustellen und dieses anschließend weitgehend sich selbst zu überlassen. Anders als der klassische Naturschutz, der häufig einen bestimmten Zustand einer Landschaft bewahren will, setzt Rewilding auf Dynamik: Was sich entwickelt, soll nicht von vornherein festgelegt sein.

a) Abschnitt a

Ganz unumstritten ist das Konzept allerdings nicht. Landwirte befürchten, dass ihnen Flächen entzogen werden, und die Rückkehr des Wolfes sorgt in vielen Regionen für Konflikte mit Weidetierhaltern. Auch innerhalb des Naturschutzes wird eingewandt, das bewusste Geschehenlassen könne seltene Arten der Kulturlandschaft gefährden, die auf gezielte Pflege durch den Menschen angewiesen sind.

b) Abschnitt b



In Europa, wo kaum noch unberührte Flächen existieren, nahm der Ansatz eine etwas andere Gestalt an. Hier stehen weniger Raubtiere im Vordergrund als große Pflanzenfresser – etwa robuste Rinder- und Pferderassen, Wisente oder Rothirsche –, deren Fraß und Tritt die Landschaft offen halten sollen. Häufig werden dafür ehemals landwirtschaftlich oder militärisch genutzte Flächen herangezogen.

c) Abschnitt c

Befürworter halten dem entgegen, Rewilding sei nicht als Ersatz, sondern als Ergänzung herkömmlicher Schutzstrategien zu verstehen. In jüngerer Zeit wird der Ansatz zudem verstärkt mit dem Klimaschutz in Verbindung gebracht: Wiedervernässte Moore und naturnahe Wälder können große Mengen Kohlenstoff binden – ein Argument, das dem Konzept neue politische Unterstützung verschafft hat.

d) Abschnitt d

Der Begriff kam in den 1990er-Jahren in Nordamerika auf. Dort forderten Naturschützer, große, miteinander verbundene Schutzgebiete einzurichten, in denen Raubtiere wie Wölfe oder Pumas wieder ihre angestammte Rolle übernehmen könnten. Die Grundannahme lautete, dass ohne große Beutegreifer das Gleichgewicht zwischen Pflanzenfressern und Vegetation aus den Fugen gerate.

e) Abschnitt e

Diese Tiere übernehmen gewissermaßen die Funktion, die einst Auerochsen und Wildpferde erfüllten. Indem sie manche Bereiche intensiv beweideten und andere meiden, entsteht ein kleinräumiges Mosaik aus Wald, Gebüsch und Offenland, das zahlreichen Insekten-, Vogel- und Pflanzenarten Lebensraum bietet. Fachleute sprechen in diesem Zusammenhang von Schlüsselarten, deren Wirkung weit über ihre eigene Population hinausreicht.

Beispiel

① Beispiel: Welcher Abschnitt steht am Anfang des Artikels?

z

- | | | |
|---|--|----------------------|
| ① | Position 1: Welcher Abschnitt folgt als zweiter Abschnitt des Artikels? | <input type="text"/> |
| ② | Position 2: Welcher Abschnitt folgt als dritter Abschnitt des Artikels? | <input type="text"/> |
| ③ | Position 3: Welcher Abschnitt folgt als vierter Abschnitt des Artikels? | <input type="text"/> |
| ④ | Position 4: Welcher Abschnitt folgt als fünfter Abschnitt des Artikels? | <input type="text"/> |
| ⑤ | Position 5: Welcher Abschnitt folgt als sechster Abschnitt des Artikels? | <input type="text"/> |

Leseverstehen - Teil 2

Lesen Sie den Text und die Aufgaben 6-15. Entscheiden Sie, welche Aussage (a, b oder c) dem Inhalt des Textes entspricht. Es gibt jeweils nur eine richtige Lösung.

Nasse Füße fürs Klima - Warum Deutschland seine Moore zurückholen will und weshalb das so mühsam ist

Wenn Henning Rautenberg im Frühjahr über seine Wiesen am Rand des Peenetales geht, sinken seine Stiefel bei jedem Schritt ein wenig ein. Der Boden federt, als liefe man über eine dicke Matratze. „Das war früher anders“, sagt der 52-jährige Landwirt aus Vorpommern. „Mein Großvater hat hier in den Siebzigern Gräben ziehen und Drainagerohre verlegen lassen. Danach konnte man mit dem Traktor drüberfahren, und die Kühe standen bis zum Herbst draußen.“ Inzwischen aber ist der Boden an manchen Stellen um mehr als einen Meter abgesackt, die Gräben müssen immer tiefer ausgehoben werden, und die Pumpen laufen länger als je zuvor. Rautenberg bewirtschaftet, wie Tausende andere Landwirte in Norddeutschland, einen entwässerten Moorboden – und steht damit, ob er will oder nicht, im Zentrum einer der größten Herausforderungen der deutschen Klimapolitik.



Moore entstehen dort, wo der Boden dauerhaft mit Wasser gesättigt ist. Abgestorbene Pflanzenteile – vor allem Torfmoose, Seggen und Schilf – können unter diesen Bedingungen wegen des Sauerstoffmangels nicht vollständig zersetzt werden. Sie lagern sich ab und bilden über Jahrtausende hinweg Torf, und zwar in einem Tempo von etwa einem Millimeter pro Jahr. Ein Torfkörper von mehreren Metern Mächtigkeit ist also das Ergebnis Tausender Jahre ungestörten Wachstums. In diesen Ablagerungen ist enorm viel Kohlenstoff gebunden: Obwohl Moore nur rund drei Prozent der weltweiten Landfläche bedecken, speichern sie Schätzungen zufolge etwa doppelt so viel Kohlenstoff wie sämtliche Wälder der Erde zusammen.

In Mitteleuropa allerdings sind von diesem Speicher vielerorts nur Reste übrig. Über Jahrhunderte wurden Moore entwässert, um Ackerland und Weiden zu gewinnen oder um Torf als Brennstoff und später als Bestandteil von Blumenerde abzubauen. In Deutschland gelten heute über neunzig Prozent der ursprünglichen Moorflächen als entwässert. Mit fatalen Folgen: Sobald der Wasserspiegel sinkt, dringt Sauerstoff in den Torf ein, Mikroorganismen beginnen, das organische Material abzubauen, und der jahrtausendlang gespeicherte Kohlenstoff entweicht als Kohlendioxid in die Atmosphäre. Ein entwässertes Moor ist daher keine Senke mehr, sondern eine dauerhaft sprudelnde Quelle von Treibhausgasen. Obwohl sie nur einen kleinen Teil der Landesfläche ausmachen, gehen nach gängigen Berechnungen rund sieben Prozent der gesamten deutschen Treibhausgasemissionen auf das Konto entwässerter Moorböden. Zugleich sackt der Boden durch die Zersetzung Jahr für Jahr weiter ab – ein Phänomen, das Rautenberg auf seinen Wiesen mit bloßem Auge beobachten kann.



Die Lösung klingt zunächst simpel: Man muss das Wasser zurückholen. Wird der Wasserstand wieder bis knapp unter die Bodenoberfläche angehoben, kommt der Torfabbau weitgehend zum Erliegen. „Die Emissionen von Kohlendioxid sinken nach einer Wiedervernässung drastisch“, erklärt die Moorökologin Ilka Mertesacker, die an einer Hochschule in Mecklenburg-Vorpommern zu dem Thema forscht. Einen Haken hat die Sache allerdings: In den ersten Jahren nach der Vernässung kann vermehrt Methan entstehen, ein Treibhausgas, das kurzfristig weit stärker wirkt als Kohlendioxid. Kritiker führen dies gern als Argument gegen die Wiedervernässung an. Mertesacker hält das für einen Trugschluss. „Der Methanausstoß ist vor allem ein Übergangsphänomen, das mit der Zeit abklingt. Über die Jahrzehnte betrachtet, fällt die Klimabilanz eindeutig zugunsten nasser Moore aus. Wer wegen des Methans nichts tut, lässt das Feuer weiterbrennen, weil das Löschwasser Flecken hinterlässt.“

Wie eine Wiedervernässung praktisch vonstattengeht, hängt stark von den örtlichen Gegebenheiten ab. In vielen Fällen genügt es, Entwässerungsgräben zu verfüllen oder mit kleinen Stauwehren zu versehen und die Pumpwerke abzuschalten, die das Wasser bislang aus den Niederungen befördert haben. Anschließend wird über Jahre hinweg beobachtet, wie sich der Wasserstand entwickelt; dazu werden in regelmäßigen Abständen Messrohre in den Boden eingelassen. Angestrebt wird in der Regel ein Wasserspiegel, der im Jahresmittel nur wenige Zentimeter unter der Oberfläche liegt. Ist er zu niedrig, setzt sich die Zersetzung fort; steht das Wasser dagegen dauerhaft zu hoch, sterben auch die Pflanzen ab, die für eine spätere Nutzung oder für eine erneute Torfbildung gebraucht werden. Die Feinsteuerung gleicht daher, wie Mertesacker sagt, „eher der Arbeit eines Gärtners als der eines Bauingenieurs“.



Für Landwirte wie Rautenberg ist die Sache allerdings alles andere als simpel. Auf nassen Flächen kann man weder Mais anbauen noch mit schweren Maschinen fahren, und Hochleistungskühe sind für sumpfige Weiden denkbar ungeeignet. Hinzu kommt die Sorge um den Wert des Bodens: Eine Fläche, die als Grünland verpachtet oder beliehen werden kann, verliert auf dem Papier erheblich an Wert, sobald sie unter Wasser steht. Als vor einigen Jahren die ersten Anfragen der Landesbehörden kamen, reagierte Rautenberg abweisend. „Mein Großvater hat das Land trockengelegt, damit wir davon leben können. Und jetzt soll ich es wieder absaufen lassen? Das kam mir vor, als würde man mir sagen, dass drei Generationen meiner Familie alles falsch gemacht haben.“ Dass sein Großvater damals im Rahmen staatlicher Meliorationsprogramme gehandelt und dafür sogar Anerkennung erfahren hatte, machte die Sache nicht leichter.

Ein Ausweg, auf den viele Fachleute setzen, heißt Paludikultur – die land- und forstwirtschaftliche Nutzung nasser Moorböden. Statt Mais und Weidegras wachsen dort Schilf, Rohrkolben oder Torfmoose, die geerntet und weiterverarbeitet werden können. Wenige Kilometer von Rautenbergs Hof entfernt betreibt Kübra Demirtaş ein kleines Unternehmen, das aus Rohrkolben Dämmplatten für den Holzbau herstellt. An der Qualität ihres Materials, sagt die Ingenieurin, gebe es keinen Zweifel; es sei leicht, dämme hervorragend und sei auch bei Architekten auf großes Interesse gestoßen. Die eigentlichen Probleme lägen woanders. Für die Ernte auf nassen Böden brauche man Spezialfahrzeuge mit Raupenketten, die bislang nur in kleiner Stückzahl gebaut würden und entsprechend teuer seien. Und solange die Abnahmemengen gering blieben, könne sie Landwirten keine langfristigen Lieferverträge anbieten. „Wir haben ein Henne-Ei-Problem: Ohne Markt keine Bauern, die umstellen, und ohne Bauern, die umstellen, kein Markt.“



Doch selbst wer zur Umstellung bereit ist, kann nicht einfach allein loslegen. Wasser hält sich nicht an Grundstücksgrenzen. Wird auf einer Parzelle der Wasserstand angehoben, steigt er zwangsläufig auch auf den angrenzenden Flächen – und ein Moor lässt sich nur dann sinnvoll vernässen, wenn ein hydrologisch zusammenhängendes Gebiet gemeinsam betrachtet wird. In dem Polder, in dem Rautenbergs Wiesen liegen, teilen sich 37 Eigentümerinnen und Eigentümer die Fläche, darunter Erbgemeinschaften, deren Mitglieder teils in München oder Hamburg leben und ihr Land noch nie betreten haben. Um alle an einen Tisch zu bringen, sind langwierige Flurneuordnungsverfahren nötig, in denen Grundstücke getauscht, zusammengelegt oder neu zugeschnitten werden. Solche Verfahren dauern nicht selten zehn Jahre und länger. In Rautenbergs Polder scheiterte ein erster Anlauf, weil ein einziger Eigentümer seine Zustimmung verweigerte.

Hinzu kommen Bedenken, die weit über die Landwirtschaft hinausreichen. In einem Dorf am Rand des Polders fürchteten Anwohnerinnen und Anwohner, das steigende Grundwasser könne in ihre Keller dringen; andere sorgten sich um die Kreisstraße, die über den ehemaligen Moorboden führt, oder um eine Zunahme von Stechmücken. Die zuständige Behörde ließ daraufhin ein hydrologisches Gutachten erstellen, das zeigte, dass die Häuser auf einer Sandkuppe liegen und von der Vernässung nicht betroffen sein würden. Für die Straße wurde eine Erhöhung des Damms eingeplant. Solche Gutachten kosten allerdings Zeit und Geld, und sie überzeugen nicht jeden. „Am Ende geht es nicht nur um Wasserstände, sondern um Vertrauen“, sagt Mertesacker. „Wer jahrzehntelang erlebt hat, dass von oben entschieden wurde, glaubt nicht ohne Weiteres an das nächste Versprechen von oben.“



Politisch ist das Thema längst angekommen. Bund und Länder haben sich verpflichtet, die Emissionen aus Moorböden bis 2030 deutlich zu senken, und stellen dafür Fördermittel in Milliardenhöhe in Aussicht. Landwirte, die ihre Flächen vernässen, sollen für entgangene Erträge entschädigt werden, und für Paludikulturen wurden die Förderbedingungen angepasst. Umweltverbände begrüßen diese Schritte, halten sie aber für unzureichend. Ihr Haupteinwand betrifft weniger die Höhe der Mittel als das Tempo: Würden Moore weiterhin in dem Umfang wiedervernässt wie in den vergangenen Jahren, so rechnete ein Verband kürzlich vor, dann wäre das Ziel einer weitgehenden Vernässung erst in mehreren Jahrhunderten erreicht. Mertesacker formuliert es diplomatischer: „Wir haben die richtigen Instrumente. Was fehlt, sind Verwaltungen mit genügend Personal, um sie auch einzusetzen.“

Ein Blick in die Schweiz zeigt, dass selbst ein strenger rechtlicher Schutz nicht automatisch zum Ziel führt. Dort sind Moore von besonderer Schönheit und nationaler Bedeutung seit einer Volksabstimmung im Jahr 1987 durch die Bundesverfassung geschützt – ein im internationalen Vergleich ungewöhnlich weitreichender Schritt. Dennoch befinden sich viele dieser Flächen in einem schlechten Zustand. „Die Verfassung verbietet, ein Moor zu zerstören, aber sie macht ein bereits geschädigtes Moor nicht wieder gesund“, sagt der Zürcher Moorforscher Beat Zumstein. Alte Entwässerungsgräben entziehen den Mooren weiterhin Wasser, und Nährstoffe aus angrenzenden Feldern verändern die Pflanzengemeinschaften. In vielen Kantonen wird deshalb inzwischen aktiv saniert: Gräben werden mit Holzspundwänden verschlossen, damit sich das Wasser wieder staut. „Schutz auf dem Papier ist der Anfang, nicht das Ende“, so Zumstein.



Neben dem Klima profitiert auch die Artenvielfalt. Auf wiedervernässten Flächen in Norddeutschland brüten nach einigen Jahren wieder Kraniche, Bekassinen und Rohrweihen, und an manchen Stellen siedeln sich seltene Pflanzen an. Allerdings warnt Mertesacker vor romantischen Vorstellungen. Ein über Jahrzehnte entwässertes und gedüngtes Moor wird durch die Vernässung nicht einfach wieder zu dem, was es vor zweihundert Jahren war. Häufig entstehen zunächst nährstoffreiche Röhrichte oder Flachwasserseen, in denen abgestorbene Bäume aufragen – Landschaften, die vielen Spaziergängern eher trostlos erscheinen. „Wir können nicht zurück in das Jahr 1750“, sagt die Ökologin. „Aber wir können den Verfall stoppen und etwas Neues entstehen lassen, das vielleicht in einigen Jahrhunderten wieder Torf bildet. Mehr sollte man nicht versprechen.“

Auch Verbraucherinnen und Verbraucher sind gefragt. Noch immer landen in Deutschland jedes Jahr Millionen Kubikmeter Torf in Blumenerden und Pflanzsubstraten, ein großer Teil davon importiert aus dem Baltikum. Für Hobbygärtner gibt es längst torffreie Alternativen auf der Basis von Kompost, Holzfasern oder Kokosfasern, doch viele greifen aus Gewohnheit zum Torfprodukt – oder weil sie gar nicht wissen, dass in der Erde, die sie für ihre Balkonkästen kaufen, ein Stück jahrtausendealter Moorlandschaft steckt. Auf vielen Verpackungen findet sich der Torfanteil nur im Kleingedruckten, und Bezeichnungen wie „Naturerde“ oder „Bio-Qualität“ schließen Torf keineswegs aus. Erwerbsgärtnereien wiederum schätzen Torf, weil er nährstoffarm, keimfrei und in seinen Eigenschaften gleichbleibend ist. Hier kommen wieder die Torfmoose ins Spiel: In Pilotprojekten werden sie auf vernässten Flächen gezielt angebaut und geerntet, um sie als nachwachsenden Ersatz für fossilen Torf zu nutzen. Ob dies je in großem Maßstab gelingt, ist offen; die bisherigen Erträge sind ermutigend, aber noch weit von dem entfernt, was der Gartenbau benötigt.



Henning Rautenberg hat sich schließlich doch entschieden – nicht aus Überzeugung, wie er betont, sondern nach langem Rechnen. Im zweiten Anlauf kam die Flurneuordnung in seinem Polder zustande, und knapp die Hälfte seiner Flächen steht seit dem vergangenen Winter unter Wasser. Für die entgangenen Erträge erhält er eine Ausgleichszahlung, auf einem Teil der nassen Flächen will er künftig Rohrkolben für Demirtaş' Betrieb anbauen. Seine Mutterkühe weiden auf den höher gelegenen, trockeneren Wiesen, die nicht vernässt wurden. Ob das alles auf Dauer trägt, kann er noch nicht sagen. Manchmal, erzählt er, stehe er abends am Rand der überfluteten Wiese und höre den Kranichen zu. „Ob mein Großvater das verstanden hätte, weiß ich nicht. Aber er hat ja auch nur das getan, was man ihm damals als Fortschritt verkauft hat. Vielleicht ist Fortschritt einfach etwas, das sich alle fünfzig Jahre ändert.“

Beispiel

- ① Die Wiesen von Henning Rautenberg ...
- ☒ **a** wurden vor Jahrzehnten im Auftrag seiner Familie entwässert.
 - ☐ **b** gehören seit einigen Jahren zu einem Naturschutzgebiet.
 - ☐ **c** werden bereits seit Langem als Paludikultur genutzt.
- ⑥ Moore können große Mengen Kohlenstoff speichern, weil ...
- ☐ **a** Torf besonders schnell nachwächst.
 - ☐ **b** dort überdurchschnittlich viele Bäume wachsen.
 - ☐ **c** abgestorbene Pflanzen wegen der Nässe nicht vollständig abgebaut werden.
- ⑦ Entwässerte Moorböden ...
- ☐ **a** entziehen der Atmosphäre zusätzliches Kohlendioxid.
 - ☐ **b** geben den über lange Zeit gespeicherten Kohlenstoff nach und nach ab.
 - ☐ **c** machen den größten Teil der landwirtschaftlichen Fläche Deutschlands aus.



- ⑧ Nach Ansicht von Ilka Mertesacker ist der Methanausstoß nach einer Wiedervernässung ...
- ☐ **a** ein vorübergehender Effekt, der die langfristig positive Klimabilanz nicht infrage stellt.
 - ☐ **b** ein ernst zu nehmender Grund, auf Wiedervernässungen vorerst zu verzichten.
 - ☐ **c** langfristig schädlicher als die Emissionen eines entwässerten Moores.
- ⑨ Rautenbergs anfängliche Ablehnung hing unter anderem damit zusammen, dass er ...
- ☐ **a** die Folgen des Klimawandels grundsätzlich bezweifelte.
 - ☐ **b** darin eine Abwertung der Arbeit früherer Generationen seiner Familie sah.
 - ☐ **c** bereits schlechte Erfahrungen mit nassen Weiden gemacht hatte.
- ⑩ Als größte Schwierigkeit für ihr Unternehmen nennt Kübra Demirtaş ...
- ☐ **a** die schwankende Qualität des geernteten Rohstoffs.
 - ☐ **b** das geringe Interesse von Architekten an ihren Produkten.
 - ☐ **c** teure Spezialtechnik und einen noch zu kleinen Absatzmarkt.
- ⑪ Einzelne Grundstücke lassen sich kaum für sich allein vernässen, weil ...
- ☐ **a** der Wasserstand immer auch benachbarte Flächen betrifft.
 - ☐ **b** Erbgemeinschaften dies gesetzlich untersagen können.
 - ☐ **c** die Flurneuordnung nur für große Betriebe vorgesehen ist.
- ⑫ Umweltverbände kritisieren an der staatlichen Moorschutzzpolitik vor allem, dass ...
- ☐ **a** die Ausgleichszahlungen für Landwirte zu hoch angesetzt sind.
 - ☐ **b** Paludikulturen gegenüber dem Ackerbau bevorzugt werden.
 - ☐ **c** die Wiedervernässung viel zu langsam vorankommt.



- ⑬ Am Beispiel der Schweiz wird deutlich, dass ...
- ☐ **a** eine Volksabstimmung die Moore dauerhaft vor jeder Beeinträchtigung bewahrt hat.
 - ☐ **b** rechtlicher Schutz allein nicht genügt, um geschädigte Moore zu erhalten.
 - ☐ **c** das Verschließen alter Gräben den Mooren eher schadet.
- ⑭ Über die Entwicklung wiedervernässter Flächen sagt Mertesacker, dass sie ...
- ☐ **a** zunächst Lebensräume hervorbringen, die nicht dem ursprünglichen Moor entsprechen.
 - ☐ **b** innerhalb weniger Jahrzehnte wieder zu wachsenden Mooren werden.
 - ☐ **c** für Spaziergänger besonders reizvoll sind.
- ⑮ Henning Rautenberg hat sich letztlich dafür entschieden, ...
- ☐ **a** seinen landwirtschaftlichen Betrieb aufzugeben.
 - ☐ **b** seine gesamte Fläche an das Land zu verkaufen.
 - ☐ **c** einen Teil seiner Flächen vernässen zu lassen und weiterhin Rinder zu halten.

Leseverstehen – Teil 3

Lesen Sie den Text „Wildnis zum Mitnehmen – Protokoll eines Ausbruchs“ (Abschnitte a-m) und die Aussagen 16-25. In welchem Abschnitt wird die jeweilige Aussage – häufig nur indirekt – zum Ausdruck gebracht? Jeder Abschnitt passt höchstens einmal. Passt eine Aussage zu keinem Abschnitt, wählen Sie x.

a) Abschnitt a



Neulich las ich, der durchschnittliche Stadtmensch verbringe neunzig Prozent seines Lebens in geschlossenen Räumen. Ich war erschüttert und beschloss noch am selben Abend, etwas zu ändern. Nach kurzer Recherche – vom Sofa aus, wohlgemerkt, denn irgendwo muss man ja anfangen – buchte ich das Paket „Wildnis pur – Premium“ in einem abgelegenen Hochtal in Tirol: zwei Nächte, Vollpension, geführte Naturerlebnisse, 890 Euro pro Person. Ein stolzer Preis, gewiss. Aber Ursprünglichkeit ist heutzutage eben ein knappes Gut, und knappe Güter haben ihren Preis. Meine Frau fragte, ob man für dieses Geld nicht auch einfach zwei Wochen lang jeden Abend im Stadtpark spazieren gehen könne. Ich habe ihr erklärt, dass der Stadtpark kein Konzept habe.

b) Abschnitt b

Das Hochtal erwies sich als erstaunlich gut erschlossen. Der Parkplatz bot Raum für dreihundert Fahrzeuge, ein Dutzend Ladesäulen inklusive, und am Eingang empfing uns eine sogenannte Wildnis-Lounge, in der ein Barista Kaffee mit Hafermilch zubereitete. Unser Wildnis-Coach hieß Jannik, trug eine Funktionsjacke, deren Preis den Restwert meines Autos deutlich überstieg, und begrüßte uns mit den Worten, wir sollten „einfach mal ankommen“. Ich war sofort beeindruckt; ankommen hatte mir in meinem Leben noch niemand nahegelegt, schon gar nicht für diesen Preis. So stellt man sich einen Menschen vor, der mit der Natur auf Du und Du steht.

c) Abschnitt c

Vor dem ersten Ausflug erhielten wir eine Einweisung. Die Wege dürfe man nicht verlassen, Pflanzen nicht berühren, Pilze nicht sammeln, Tiere nicht ansprechen und nach 21 Uhr keine Geräusche über Zimmerlautstärke verursachen. Drohnen seien nur mit Genehmigung erlaubt, Picknicks nur an den ausgewiesenen Picknickplätzen, Gefühle der Ehrfurcht ausdrücklich erwünscht. Das WLAN-Passwort stand auf einem Holzschild am Ausgang: „FreiSein2go“. Ich fand das alles sehr durchdacht. Wildnis, so begriff ich, ist kein Zustand, sondern ein Konzept, und Konzepte brauchen Regeln.

d) Abschnitt d

Höhepunkt des ersten Tages war das Waldbaden. Wir lagen auf Yogamatten unter Fichten und sollten den Duft der Bäume tief in uns aufnehmen. Jannik erklärte, Bäume kommunizierten über ihre Wurzeln miteinander, und wenn wir ganz still seien, könnten wir an diesem Austausch teilhaben. Ich wurde ganz still. Was ich hörte, war allerdings ein gleichmäßiges, tiefes Brummen, das verdächtig nach der Bundesstraße im Tal klang. Als ich Jannik darauf ansprach, lächelte er nachsichtig: Das sei das „Grundrauschen des Lebens“. Ich habe mich für meine profane Wahrnehmung ein wenig geschämt. Auf der Rückseite der Teilnahmebestätigung, die wir anschließend erhielten, stand, das Waldbaden senke nachweislich den Blutdruck. Bei mir hat es vor allem den Wunsch nach Ohrstöpseln gesteigert.

e) Abschnitt e

Besonders gespannt war ich auf die Wildtiere. Im Prospekt war von einer „Wolfsgarantie“ die Rede gewesen, und tatsächlich hielt das Haus Wort: In der Lounge hing ein großer Bildschirm, auf dem rund um die Uhr die Aufnahmen einer Wildkamera liefen, die irgendwo vierzig Kilometer entfernt an einem Baum befestigt war. Gegen 23 Uhr huschte ein grauer Schatten durchs Bild. Ich gestehe, dass mir die Tränen kamen. Draußen, keine fünfzig Meter vom Fenster entfernt, hatte am Nachmittag ein Reh gestanden. Ich hatte es kaum beachtet. Es war ja nicht auf dem Bildschirm.

f) Abschnitt f

Am Abend gab es das „Wildkräuter-Menü aus dem Tal“. Die Karte versprach Bärlauch, Brennnessel und Schafgarbe, „von unseren Rangern bei Sonnenaufgang von Hand gesammelt“. Ich war gerührt von so viel Hingabe. Später, auf dem Weg zur Toilette, verirrte ich mich in den Lieferbereich der Küche und sah dort einen Stapel Plastikschalen mit dem Aufdruck eines Großhändlers aus Rosenheim, darauf in roter Schrift: „Wildkräutermix, Gewächshausware“. Ich habe beschlossen, diese Beobachtung nicht überzubewerten. Auch ein Gewächshaus steht schließlich irgendwo in der Natur.

g) Abschnitt g

Meine Mitreisenden erwiesen sich als ausgesprochen naturverbunden. Eine junge Frau aus Düsseldorf filmte sich fünfundvierzig Minuten lang beim Meditieren auf einem Felsen, wobei sie die Szene zwölfmal wiederholen musste, weil ihr jedes Mal eine Wolke ins Bild geriet. Ein Ehepaar aus Stuttgart verglich die Höhenmeter seiner Fitnessuhren, ein Herr aus Hamburg diktierte seiner Assistentin per Sprachnachricht, er sei jetzt „komplett offline“. Abends wurden die Bilder des Tages in einer eigens eingerichteten Chatgruppe geteilt. Sie trug den Namen „Digital Detox“ und hatte bis zum Frühstück über vierhundert Nachrichten.

h) Abschnitt h

In der Nacht, ich schlief in der „Baumhaus-Suite“ mit Fußbodenheizung, weckte mich ein Rascheln unter dem Bett. Ich erstarrte. Nebenan kreischte jemand, auf dem Flur gingen Lichter an, und binnen Minuten stand ein Mitarbeiter mit Stirnlampe und Handschuhen in der Tür. Der Eindringling erwies sich als Igel, der durch eine offene Terrassentür hereingekommen war. Der Mitarbeiter entschuldigte sich mehrfach für den „Vorfall“ und versprach, die Lücke im Zaun noch am selben Tag schließen zu lassen. Wir alle waren sehr erleichtert. Die Wildnis hatte sich wieder dorthin zurückgezogen, wo sie hingehörte: hinter Glas.

i) Abschnitt i

Am zweiten Tag traf ich am Zaun der Anlage eine alte Frau, die mit ihrem Hund unterwegs war. Sie musterte unsere Gruppe eine Weile und deutete dann auf die Wiese hinter dem Spa-Bereich. „Da sind früher meine Kühe gestanden“, sagte sie. „Seit die das Grundstück gekauft haben, darf ich nicht einmal mehr drüber gehen. Wegen der Ruhe für die Gäste.“ Ich nickte verständnisvoll und wünschte ihr einen schönen Tag. Es ist ja gut, dass sich die Gegend so entwickelt hat. Ohne uns Gäste gäbe es hier schließlich gar keine Ruhe, die man schützen müsste.

j) Abschnitt j



Natürlich habe ich auch über meinen ökologischen Fußabdruck nachgedacht. Die Anreise im Geländewagen hatte rund sechshundert Kilometer betragen, die Rückfahrt würde ebenso lang sein. Beim Auschecken bot man mir jedoch an, die Emissionen meines Aufenthalts für einen Aufpreis von 3,50 Euro „vollständig zu kompensieren“. Ich habe ohne zu zögern eingewilligt. Für den Preis eines Cappuccinos war ich wieder im Reinen mit dem Planeten. Ich frage mich, warum nicht alle Menschen so handeln; es ist doch wirklich nicht schwer, ein guter Mensch zu sein. Auf der Quittung steht sogar, wie viele Bäume für mich gepflanzt werden – irgendwo, irgendwann. Das genügt mir vollkommen.

k) Abschnitt k

Im Souvenirladen erwarb ich schließlich eine Urkunde, die mir in geschwungener Schrift bescheinigt, dass ich „die Herausforderungen der alpinen Wildnis erfolgreich gemeistert“ habe. Sie kostete zwölf Euro, mit Rahmen neunzehn. Ich habe den Rahmen genommen. Dass die längste Wanderung des Wochenendes vom Hauptgebäude zum Waldbade-Platz geführt hatte, eine Strecke von etwa vierhundert Metern auf einem geschotterten Weg mit Handlauf, tut der Sache keinen Abbruch. Herausforderungen sind subjektiv. Die Urkunde hängt jetzt in meinem Büro, direkt neben dem Ficus. Kolleginnen, die sie betrachten, zeigen sich angemessen beeindruckt; Nachfragen zu den Einzelheiten stellen sie erfreulicherweise nicht.

l) Abschnitt l

Zu Hause erzählte ich meinen Kolleginnen und Kollegen ausführlich von meinem Erlebnis. Ich sprach von der Stille, von der Weite, vom Duft der Fichten und vom grauen Schatten auf dem Bildschirm. Einige hörten aufmerksam zu, andere schauten zwischendurch auf ihre Telefone, was ich ihnen nicht verüble – sie waren eben noch nicht dort. Ich fühle mich seither wie verwandelt. Nächstes Jahr fahre ich wieder hin, dann mit meinen Schwiegereltern, die dringend einmal zur Ruhe kommen müssen. Ich habe ihnen bereits die Zugangsdaten für die Chatgruppe geschickt, damit sie sich schon vorab ein wenig erholen können.

m) Abschnitt m

Gestern las ich in der Zeitung, dass die Betreiber der Anlage ihr Angebot ausweiten wollen. Geplant seien zweihundert zusätzliche Betten, ein zweiter Parkplatz und eine Seilbahn zum bislang unerschlossenen Talschluss, um, wie es in der Mitteilung hieß, „noch mehr Menschen das Erlebnis unberührter Natur zu ermöglichen“. Ich finde das ausgesprochen großzügig. Man darf ein solches Erlebnis schließlich nicht für sich behalten. Und wenn der Talschluss erst einmal erschlossen ist, wird sich gewiss ein neuer finden, der noch unberührt ist. Die Wildnis, so viel habe ich gelernt, ist sehr anpassungsfähig.

Wenn es keine passende Lösung gibt, schreiben Sie x.

Wildnis zum Mitnehmen - Protokoll eines Ausbruchs

Eine Glosse

- | | | |
|----|---|--------------------------|
| 16 | Natur ist nur so lange willkommen, wie sie keine wirklichen Unannehmlichkeiten verursacht. | ☐ |
| 17 | Eine vermittelte Naturerfahrung bewegt den Erzähler stärker als die Natur in seiner unmittelbaren Umgebung. | ☐ |
| 18 | Mit einem geringen Geldbetrag verschafft sich der Erzähler ein gutes ökologisches Gewissen. | ☐ |
| 19 | Ein Geräusch, das nicht ins Bild passt, wird von einer Fachperson schöngeredet. | ☐ |
| 20 | Die Echtheit eines angepriesenen Produkts erweist sich als bloße Behauptung. | ☐ |
| 21 | Für die Erholung der einen wurden anderen bisherige Nutzungsmöglichkeiten genommen. | ☐ |
| 22 | Ein Vorhaben bedroht genau das, womit es begründet wird. | ☐ |
| 23 | Der Erzähler nimmt sich vor, künftig ohne Auto zu verreisen. | ☐ |
| 24 | Die versprochene Freiheit in der Natur ist in Wahrheit streng reglementiert. | ☐ |





- 25 Der Erzähler lässt sich eine Leistung bescheinigen, die er nicht erbracht hat.

☐



Hörverstehen und Schreiben

In diesem Subtest hören Sie einen längeren Text (einen Vortrag) nur einmal und machen sich dabei Notizen. Anschließend fassen Sie den Text schriftlich zusammen (ca. 15 Minuten Hören und Notieren, ca. 45 Minuten Schreiben).

Zeit: ca. 60 Minuten · Punkte: 40

Hörverstehen und Schreiben – Zusammenfassung

Sie hören einen öffentlichen Vortrag der Zürcher Stadtökologin Seraina Caduff. Sie hören den Text nur einmal. Notieren Sie die fünf Hauptpunkte, die zu Beginn angekündigt werden, und die wichtigsten Einzelheiten dazu. Schreiben Sie danach eine Zusammenfassung in ganzen Sätzen als zusammenhängenden Text. Nennen Sie den Titel, alle fünf Hauptpunkte und die wesentlichen Einzelheiten. Stichpunkte werden nicht gewertet.

Sie hören die Texte einmal. Audio: Online-Version (QR-Code unten).

Zusammenfassung

Fassen Sie den Vortrag „Die wilde Stadt – Wildtiere zwischen Hinterhof und Hauptbahnhof“ zusammen. Gehen Sie auf den Titel, die fünf angekündigten Hauptpunkte und die wichtigsten Einzelheiten zu jedem Punkt ein.

- Titel des Vortrags
- Hauptpunkt 1: Warum Wildtiere in die Stadt kommen
- Hauptpunkt 2: Welche Arten in der Stadt leben
- Hauptpunkt 3: Konflikte zwischen Menschen und Wildtieren
- Hauptpunkt 4: Beitrag der Bevölkerung zur Forschung
- Hauptpunkt 5: Folgerungen für die Stadtplanung

keine Wortvorgabe (zusammenhängender Text in ganzen Sätzen) · ca. 45 Minuten

Hören Sie den Text (Online-Version) und schreiben Sie dann Ihren Text.







Schriftlicher Ausdruck

Wählen Sie eines der drei Themen und schreiben Sie einen argumentativen Aufsatz (Erörterung oder Stellungnahme). Beziehen Sie sich dabei auf mindestens drei der Texte, die Sie im Lese- und Hörteil zum Rahmenthema „Natur, Wildnis und Naturschutz“ kennengelernt haben.

Zeit: ca. 90 Minuten · Punkte: 40

Schriftlicher Ausdruck

Wählen Sie eines der drei Themen. Schreiben Sie einen gegliederten, argumentativen Text. Beziehen Sie mindestens drei Texte aus den Subtests Leseverstehen und Hörverstehen ein und kennzeichnen Sie Zitate sowie die Meinungen anderer als solche. Es gibt keine Wortvorgabe.

Wählen Sie **eine** der folgenden Aufgaben.

Thema 1

„Mehr Wildnis wagen!“ – Wie viel unberührte oder sich selbst überlassene Natur kann und sollte sich ein dicht besiedeltes Land leisten? Erörtern Sie die Frage und beziehen Sie begründet Stellung.

- Ziele und Nutzen von Wildnis (Artenvielfalt, Klimaschutz, Erholung)
- Nutzungskonflikte (Landwirtschaft, Siedlung, Tourismus)
- Wildnis in der Stadt
- eigene begründete Position

keine Wortvorgabe · ca. 90 Minuten

Thema 2

Wer soll für den Naturschutz bezahlen? Nehmen Sie Stellung zu der Frage, wie die Kosten und Lasten von Maßnahmen wie der Wiedervernässung von Mooren oder der Rückkehr von Wildtieren gerecht verteilt werden können.

- Lasten für Landwirtschaft und ländliche Regionen
- staatliche Förderung und Ausgleichszahlungen
- Verantwortung von Verbraucherinnen und Verbrauchern
- eigener Vorschlag

keine Wortvorgabe · ca. 90 Minuten



Thema 3

Naturerlebnis als Ware – Gefährdet der wachsende Natur- und Wildnistourismus, was er zu schätzen vorgibt? Erörtern Sie Chancen und Risiken und entwickeln Sie eine eigene Position.

- Bedürfnis nach Naturerfahrung und Erholung
- ökologische und soziale Folgen des Tourismus
- Alternativen (z. B. Natur vor der Haustür)
- eigene begründete Position

keine Wortvorgabe · ca. 90 Minuten



Mündlicher Ausdruck

Die mündliche Prüfung ist eine Einzelprüfung mit zwei Prüfenden und dauert ca. 15 Minuten. Vorher haben Sie 20 Minuten Vorbereitungszeit; Notizen sind erlaubt. In Teil 1 halten Sie einen Vortrag, in Teil 2 vertiefen Sie das Thema im Gespräch mit den Prüfenden.

Zeit: ca. 15 Minuten · Punkte: 40

Mündlicher Ausdruck – Teil 1: Vortrag

Wählen Sie Thema A oder Thema B. Stellen Sie sich vor, Sie eröffnen eine Podiumsdiskussion: Führen Sie in das Thema ein, erläutern Sie unterschiedliche Positionen und beziehen Sie selbst Stellung. Sprechen Sie ca. 6-8 Minuten zusammenhängend.

Thema A (A)

Thema A: Rückkehr der großen Beutegreifer – Haben Wolf, Bär und Luchs in Mitteleuropa wieder einen Platz? Eröffnen Sie mit einem Vortrag eine Podiumsdiskussion zu dieser Frage.

Vorbereitungszeit: 20 Minuten

- Ausgangslage: Rückkehr und Schutzstatus
- ökologische Bedeutung der Beutegreifer
- Konflikte mit Weidetierhaltung, Tourismus und Sicherheitsempfinden
- Lösungsansätze (Herdenschutz, Entschädigung, Regulierung)
- eigene Position

Thema B (A)

Thema B: Eigene Rechte für die Natur – Sollten Flüsse, Wälder oder Berge als Rechtssubjekte anerkannt werden, die etwa vor Gericht klagen können? Eröffnen Sie mit einem Vortrag eine Podiumsdiskussion.

Vorbereitungszeit: 20 Minuten

- Idee und Begründung von „Rechten der Natur“
- erhoffte Wirkung auf Umweltschutz
- rechtliche und praktische Einwände (Vertretung, Abwägung mit Menschenrechten)
- Alternativen innerhalb des bestehenden Rechts
- eigene Position



Mündlicher Ausdruck – Teil 2: Vertiefendes Gespräch

Im Anschluss an Ihren Vortrag stellen Ihnen die Prüfenden Fragen, bitten um Präzisierungen und halten Ihren Thesen Gegenargumente entgegen. Reagieren Sie differenziert, verteidigen oder relativieren Sie Ihre Position (ca. 7-9 Minuten).

Teil 2 – zu Thema A (A)

Mögliche Fragen und Einwände der Prüfenden nach einem Vortrag zu Thema A:

- Sie sprechen von Herdenschutz. Ist es realistisch, jede Weide in den Alpen wolfsicher einzuzäunen?
- Warum sollten Landwirte die Folgen einer Entscheidung tragen, die vor allem in Städten befürwortet wird?
- Ist die Angst vor Wölfen in der Bevölkerung irrational, oder sollte man sie ernst nehmen?
- Welche Rolle spielt der Tourismus – schadet oder nützt die Rückkehr der Beutegreifer ländlichen Regionen?
- Wo würden Sie die Grenze ziehen: Ab wann sollte ein Tier abgeschossen werden dürfen?
- Wie ließe sich die Debatte sachlicher führen?

Teil 2 – zu Thema B (A)

Mögliche Fragen und Einwände der Prüfenden nach einem Vortrag zu Thema B:

- Wer genau sollte einen Fluss vor Gericht vertreten, und wie wird diese Person ausgewählt?
- Würden Eigenrechte der Natur nicht zu einer Flut von Klagen und zur Blockade wichtiger Infrastrukturprojekte führen?
- Wie wäre zu entscheiden, wenn die Rechte eines Flusses mit dem Recht von Menschen auf Energie oder Wohnraum kollidieren?
- Reicht das bestehende Umweltrecht nicht aus, wenn man es konsequent anwenden würde?
- Ist die Idee nicht vor allem symbolisch – und kann Symbolik trotzdem etwas bewirken?
- Wie stehen Sie zu der Kritik, man vermenschliche damit die Natur?



Lösungen

Leseverstehen

Leseverstehen - Teil 1

1 d, 2 b, 3 e, 4 a, 5 c

Leseverstehen - Teil 2

6 c, 7 b, 8 a, 9 b, 10 c, 11 a, 12 c, 13 b, 14 a, 15 c

Leseverstehen - Teil 3

16 h, 17 e, 18 j, 19 d, 20 f, 21 i, 22 m, 23 x, 24 c, 25 k



Modelltexte und Redemittel

Hörverstehen und Schreiben – Zusammenfassung – Zusammenfassung

In ihrem Vortrag „Die wilde Stadt – Wildtiere zwischen Hinterhof und Hauptbahnhof“ beschäftigt sich die Zürcher Stadtökologin Seraina Caduff mit dem Zusammenleben von Menschen und Wildtieren im Siedlungsraum. Sie behandelt fünf Punkte: die Gründe für die Besiedlung der Städte durch Wildtiere, die dort lebenden Arten, Konflikte, die Mitwirkung der Bevölkerung an der Forschung sowie Konsequenzen für die Stadtplanung.

Zunächst widerspricht Caduff der Vorstellung, Stadt und Natur seien Gegensätze; viele mitteleuropäische Städte seien artenreicher als die intensiv bewirtschaftete Agrarlandschaft. Als Gründe nennt sie das reiche Nahrungsangebot – etwa Abfälle, Kompost und Obstbäume –, die Vielfalt kleinräumiger Lebensräume wie Parks, Friedhöfe, Bahnböschungen und Brachen, die höheren Wintertemperaturen sowie das Fehlen der Jagd. Die Stadt verändere sogar das Verhalten der Tiere; so brüteten Stadtdamseln oft Wochen früher als Waldamseln. Speziell beim Fuchs komme hinzu, dass sich die Bestände nach der Ausrottung der Tollwut durch Impfköder erholt hätten; in manchen Zürcher Quartieren lebten heute mehr Füchse pro Quadratkilometer als im Wald.

Im zweiten Teil stellt die Referentin verschiedene Stadtbewohner vor: Dachse in Bahndämmen und auf Friedhöfen, Steinmarder in Dachböden, Igel in naturnahen Gärten, Mauersegler und Wanderfalken an Gebäuden sowie über hundert Wildbienenarten auf einem einzigen Basler Bahnareal. Bemerkenswert sei zudem die Rückkehr des Bibers in die Zentren mehrerer Schweizer Städte.



Drittens spricht Caduff offen über Konflikte: Marder beschädigten Autokabel, Biber fällten Stadtbäume und überschwemmten Velowege, Füchse plünderten Abfallsäcke. Das Risiko einer Ansteckung mit dem Fuchsbandwurm sei gering, aber vorhanden, weshalb sie das Waschen von Gartenobst und das Entwurmen von Haustieren empfiehlt. Das Hauptproblem sei jedoch das Füttern von Wildtieren, das zu Distanzverlust und Aufdringlichkeit führe; ihre Grundregel laute daher, Wildtiere nie zu füttern. Manche Konflikte ließen sich zudem organisatorisch lösen: Seit Abfallsäcke in einem Quartier erst am Morgen der Abfuhr hinausgestellt würden, seien die Beschwerden über Füchse um mehr als die Hälfte zurückgegangen.

Viertens erläutert sie die Bedeutung der Bürgerwissenschaft. Da die meisten Tiere nachtaktiv seien und sich auf Privatgrund aufhielten, sei die Forschung auf die Bevölkerung angewiesen. Über eine Online-Plattform seien mehr als 12.000 Meldungen eingegangen, zudem hätten rund 400 Haushalte geliehene Wildkameras in ihren Gärten aufgestellt, wobei man über naturbegeisterte Kreise hinaus allerdings nur teilweise neue Gruppen erreicht habe. So habe man etwa herausgefunden, dass Igel in Quartieren mit vielen Gartenmauern seltener seien. Außerdem veränderten die Teilnehmenden ihren Blick auf ihre Umgebung, wie das Beispiel einer Frau zeige, die sich nach den Kameraaufnahmen als „Untermieterin“ in ihrem eigenen Garten fühle.

Abschließend leitet Caduff drei Forderungen an die Stadtplanung ab: erstens die Vernetzung von Lebensräumen durch Korridore und kleine Durchlässe in Zäunen, zweitens die Berücksichtigung von Tieren beim Bauen, etwa durch Nistkästen in Fassaden, Dachbegrünung und vogelfreundliches Glas – ein Winterthurer Neubauquartier zeige, dass dies nicht einmal teurer sein müsse –, und drittens mehr „Unordnung“ wie Laubhaufen, spät gemähte Wiesen und Brachen. Ihr Fazit lautet, Wildtiere seien keine Eindringlinge, sondern Mitbewohner, mit denen man mit Respekt, Abstand und Gelassenheit zusammenleben müsse.

Bewertungskriterien: Inhalt (bis 25 Punkte): Titel und die fünf Hauptpunkte vollständig genannt (5 Punkte), wesentliche Einzelheiten korrekt wiedergegeben (bis 20 Punkte); Zusammenhängender Text in ganzen Sätzen, logisch gegliedert, Wiedergabe in indirekter Rede bzw. mit distanzierenden Formulierungen; Sprache (bis 15 Punkte): Korrektheit, Wortschatzspektrum und eigenständige Formulierung auf C2-Niveau

Schriftlicher Ausdruck – Thema 1



Wildnis – das Wort weckt Bilder von endlosen Wäldern, Wölfen und menschenleeren Tälern. In Mitteleuropa, wo nahezu jeder Quadratmeter seit Jahrhunderten genutzt wird, scheint dafür kaum Platz zu sein. Dennoch mehren sich die Stimmen, die fordern, Natur wieder stärker sich selbst zu überlassen. Ob ein dicht besiedeltes Land sich das leisten kann, möchte ich im Folgenden erörtern.

Für mehr Wildnis spricht zunächst der Artenschutz. Wie im Lexikonartikel zum Rewilding beschrieben wird, können große Pflanzenfresser durch Fraß und Tritt ein Mosaik aus Wald und Offenland schaffen, das zahlreichen Arten Lebensraum bietet. Gewichtiger noch erscheint mir das Klimaargument: Laut dem Bericht über die Wiedervernässung von Mooren gehen rund sieben Prozent der deutschen Treibhausgasemissionen auf entwässerte Moorböden zurück. Wenn sich Klimaschutz und Naturschutz derart verbinden lassen, ist mehr „Wildnis“ nicht Luxus, sondern Notwendigkeit.

Allerdings darf man die Konflikte nicht unterschätzen. Das Beispiel des Landwirts Henning Rautenberg zeigt, dass hinter jeder vernässten Fläche Menschen stehen, deren Existenz und Selbstverständnis betroffen sind. Wer ihnen sagt, ihre Vorfahren hätten „alles falsch gemacht“, gewinnt sie nicht als Verbündete. Zudem verweisen Kritiker zu Recht darauf, dass manche seltenen Arten der Kulturlandschaft auf Pflege angewiesen sind und durch bloßes Geschehenlassen verschwinden könnten.

Hinzu kommt eine Gefahr, die die Glosse „Wildnis zum Mitnehmen“ treffend aufspießt: Wildnis wird zunehmend zum Konsumgut. Ein Resort, das mit „unberührter Natur“ wirbt und dafür einen zweiten Parkplatz und eine Seilbahn baut, zerstört, was es verkauft. Mehr Wildnis darf daher nicht automatisch mehr Erschließung bedeuten; manche Flächen müssen auch für Besucher weitgehend tabu bleiben.

Schließlich lohnt ein Blick auf die Städte. Die Stadtökologin Seraina Caduff hat in ihrem Vortrag überzeugend dargelegt, dass viele Städte artenreicher sind als die umgebende Agrarlandschaft. Ihre Forderung, „mehr Unordnung zuzulassen“ – Laubhaufen, spät gemähte Wiesen, Brachen –, zeigt, dass Wildnis nicht zwingend große Flächen braucht. Sie beginnt im Kleinen, vor der eigenen Haustür.



Ich komme daher zu folgendem Schluss: Ein dicht besiedeltes Land kann sich Wildnis nicht nur leisten, es muss sie sich leisten – allerdings in einer differenzierten Form. Großflächige Prozessschutzgebiete und wiedervernässte Moore sollten dort entstehen, wo sie den größten ökologischen Nutzen bringen und wo die Betroffenen fair entschädigt werden. Ergänzend dazu brauchen wir viele kleine Inseln der Verwilderung in Städten und Dörfern. Entscheidend ist, dass Wildnis nicht verordnet, sondern gemeinsam gestaltet wird – sonst bleibt sie, was sie in der Glosse ist: ein Konzept mit WLAN-Passwort.

Bewertungskriterien: Aufgabengerechtigkeit: Fragestellung differenziert und vollständig bearbeitet; mindestens drei Texte aus Lese- und Hörteil einbezogen, Zitate und fremde Meinungen gekennzeichnet; Kohärenz/Kohäsion: klare Gliederung (Einleitung, Argumentation, Schluss), präzise Verknüpfungen; Korrektheit: weitgehend fehlerfreie Grammatik, Orthografie und Zeichensetzung; Repertoire: breiter, präziser und stilistisch angemessener Wortschatz und Satzbau

Schriftlicher Ausdruck - Thema 2

Dass Natur- und Klimaschutz notwendig sind, bestreitet heute kaum jemand. Strittig ist hingegen, wer die Rechnung bezahlt. Denn die Kosten fallen häufig nicht dort an, wo der Nutzen entsteht: Vom Klimaschutz durch vernässte Moore profitieren alle, die Einbußen tragen zunächst einige wenige Landwirte. Im Folgenden möchte ich erörtern, wie eine gerechtere Verteilung aussehen könnte.

Der Bericht über die Wiedervernässung der Moore in Vorpommern veranschaulicht das Problem. Der Landwirt Henning Rautenberg verliert durch die Vernässung nicht nur Erträge, sondern auch den Beleihungswert seines Bodens. Dass er sich schließlich „nach langem Rechnen“ beteiligt, zeigt zweierlei: Ohne Ausgleichszahlungen wäre er nicht zu gewinnen gewesen, mit ihnen aber durchaus. Der Staat muss also bereit sein, Landwirte für eine gesellschaftliche Leistung angemessen zu bezahlen – nicht als Almosen, sondern als Entgelt für ein öffentliches Gut, nämlich gebundenen Kohlenstoff.



Allerdings reicht Geld allein offenbar nicht aus. Die Moorökologin Ilka Mertesacker weist darauf hin, dass es weniger an Fördermitteln als an Personal in den Verwaltungen fehle, und die Umweltverbände kritisieren das schleppende Tempo. Eine gerechte Lastenverteilung bedeutet daher auch, dass der Staat die Verfahren beschleunigt und Planungssicherheit schafft. Wer zehn Jahre auf eine Flurneuordnung warten muss, trägt eine Last, die in keiner Ausgleichszahlung auftaucht.

Ähnliches gilt für die Rückkehr von Wildtieren. Wie im Lexikonartikel über Rewilding erwähnt wird, sorgt die Ausbreitung des Wolfes für Konflikte mit Weidetierhaltern. Es wäre ungerecht, wenn diese allein für Schutzzäune und Herdenschutz Hunde aufkommen müssten, während sich die Städter über die Rückkehr der Wildnis freuen. Auch hier sollte gelten: Wer gesellschaftlich gewollte Lasten trägt, muss unterstützt werden.

Doch nicht nur der Staat ist gefragt. Auch Verbraucherinnen und Verbraucher tragen Verantwortung – etwa, wenn sie, wie im Moorbericht beschrieben, aus Gewohnheit zu torfhaltiger Blumenerde greifen, obwohl es längst torffreie Alternativen gibt. Die Unternehmerin Kübra Demirtaş spricht von einem „Henne-Ei-Problem“: Ohne Nachfrage stellt kein Landwirt um. Hier kann jeder Einzelne beitragen, ohne dass es viel kostet. Freilich warnt die Glosse „Wildnis zum Mitnehmen“ zu Recht davor, sich mit symbolischen Gesten wie einer Kompensation für 3,50 Euro freizukaufen. Verantwortung lässt sich nicht an der Kasse erledigen.

Mein Vorschlag lautet daher: Die Hauptlast sollte die Allgemeinheit über Steuern tragen, denn der Nutzen kommt allen zugute. Ergänzend sollten Verursacher stärker in die Pflicht genommen werden, etwa durch eine Abgabe auf Torfprodukte, deren Erlös in Moorschutzprojekte fließt. Und schließlich braucht es eine Haltung, die Landwirte nicht als Problem, sondern als Partner des Naturschutzes begreift. Nur so wird aus einer Last eine gemeinsame Aufgabe.

Bewertungskriterien: Aufgabengerechtigkeit: Fragestellung differenziert und vollständig bearbeitet; mindestens drei Texte aus Lese- und Hörteil einbezogen, Zitate und fremde Meinungen gekennzeichnet; Kohärenz/Kohäsion: klare Gliederung (Einleitung, Argumentation, Schluss), präzise Verknüpfungen; Korrektheit: weitgehend fehlerfreie Grammatik, Orthografie und Zeichensetzung; Repertoire: breiter, präziser und stilistisch angemessener Wortschatz und Satzbau

Schriftlicher Ausdruck – Thema 3



Waldbaden, Wildnis-Retreats, geführte Wolfswanderungen: Die Sehnsucht nach Natur ist zu einem lukrativen Markt geworden. Kritiker sehen darin einen Widerspruch, denn wo viele Menschen Ruhe und Ursprünglichkeit suchen, verschwinden genau diese. Ich möchte im Folgenden abwägen, ob der Naturtourismus seinem Gegenstand mehr schadet als nützt.

Zunächst ist das Bedürfnis nach Naturerfahrung ernst zu nehmen. Wer, wie es in der Glosse „Wildnis zum Mitnehmen“ heißt, neunzig Prozent seines Lebens in geschlossenen Räumen verbringt, hat gute Gründe, sich nach Wald und Bergen zu sehnen. Hinzu kommt ein Argument der Befürworter: Nur was Menschen kennen und erleben, sind sie auch bereit zu schützen. Ein Naturerlebnis kann also durchaus Bewusstsein schaffen.

Die Glosse zeigt jedoch auf satirische Weise, wie dieses Bedürfnis kommerziell ausgebeutet wird. Der Erzähler zahlt 890 Euro für „Wildnis pur“, erlebt aber einen Parkplatz mit dreihundert Stellplätzen, Wildkräuter aus dem Gewächshaus und einen Wolf auf dem Bildschirm, während er das Reh vor dem Fenster übersieht. Besonders entlarvend ist der Schluss: Die geplante Seilbahn zum „bislang unerschlossenen Talschluss“ soll „noch mehr Menschen das Erlebnis unberührter Natur ermöglichen“ – und zerstört es dadurch. Auch die soziale Dimension wird angesprochen: Eine Einheimische darf die Wiese, auf der früher ihre Kühe standen, nicht mehr betreten. Naturtourismus kann also auch Ausgrenzung bedeuten.

Auf der anderen Seite wäre es zu einfach, jeden Naturtourismus pauschal zu verurteilen. Das Konzept des Rewilding etwa ist in manchen Regionen gerade deshalb politisch durchsetzbar, weil Besucher Einkommen bringen und so Flächen eine wirtschaftliche Perspektive erhalten, die für die Landwirtschaft nicht mehr rentabel sind. Entscheidend ist, ob der Tourismus die Natur in den Mittelpunkt stellt oder nur als Kulisse benutzt.

Eine überzeugende Alternative hat die Stadtökologin Seraina Caduff in ihrem Vortrag aufgezeigt: Wildnis beginnt vor der Haustür. Die Teilnehmerin, die durch eine Wildkamera entdeckte, dass in ihrem Garten nachts Dachse, Füchse und Igel unterwegs sind, und sich seither als „Untermieterin“ fühlt, hat eine Naturerfahrung gemacht, die kein Resort bieten kann – ohne Anreise und ohne Eintrittspreis.



Mein Fazit: Naturtourismus ist nicht per se schädlich, aber er gefährdet seinen Gegenstand, sobald Natur zur Ware wird, die man bucht, konsumiert und abhakt. Notwendig sind klare Grenzen für die Erschließung sensibler Gebiete, eine faire Beteiligung der Einheimischen und nicht zuletzt eine Neubewertung der Natur in unserem Alltag. Wer gelernt hat, den Fuchs auf dem Trottoir wahrzunehmen, braucht vielleicht keine Urkunde über die „gemeisterte Wildnis“ mehr.

Bewertungskriterien: Aufgabengerechtigkeit: Fragestellung differenziert und vollständig bearbeitet; mindestens drei Texte aus Lese- und Hörteil einbezogen, Zitate und fremde Meinungen gekennzeichnet; Kohärenz/Kohäsion: klare Gliederung (Einleitung, Argumentation, Schluss), präzise Verknüpfungen; Korrektheit: weitgehend fehlerfreie Grammatik, Orthografie und Zeichensetzung; Repertoire: breiter, präziser und stilistisch angemessener Wortschatz und Satzbau

Mündlicher Ausdruck – Teil 1: Vortrag – Thema A

Einleitung: „Vor gut hundert Jahren galten Wolf und Bär in weiten Teilen Mitteleuropas als ausgerottet – und viele hielten das für einen Fortschritt. Heute sind sie zurück, und mit ihnen eine Debatte, die selten sachlich geführt wird.“

Positionen: „Aus ökologischer Sicht wird argumentiert, dass ... / Für Schäferinnen und Schäfer stellt sich die Lage allerdings ganz anders dar: ... / Nicht zu unterschätzen ist zudem die emotionale Dimension: ...“

Eigene Stellung: „Ich bin der Auffassung, dass ein Zusammenleben möglich ist, aber nicht zum Nulltarif. Wer Wildtiere will, muss Herdenschutz bezahlen und darf auch über die Entnahme einzelner Problemtiere nicht tabulos schweigen.“

Überleitung: „Damit möchte ich die Diskussion eröffnen und bin gespannt auf Ihre Einwände.“

Mündlicher Ausdruck – Teil 1: Vortrag – Thema B

Einleitung: „Darf ein Fluss klagen? Was nach einem Gedankenexperiment klingt, ist in einigen Ländern bereits Rechtswirklichkeit. Die Frage ist, ob ein solcher Schritt auch für uns sinnvoll wäre.“

Argumentation: „Befürworter sehen darin einen Paradigmenwechsel: Die Natur wäre nicht länger bloßes Objekt menschlicher Nutzung. Kritiker wenden ein, dass am Ende doch Menschen im Namen des Flusses sprechen – und fragen, wer diese Menschen legitimiert.“



Abwägung: „Mir scheint entscheidend, ob neue Rechte tatsächlich mehr Schutz bringen oder nur symbolisch wirken. Viele Schutzlücken entstehen nicht durch fehlende Gesetze, sondern durch mangelnden Vollzug.“

Fazit: „Ich halte Eigenrechte der Natur für eine bedenkenswerte Ergänzung, nicht aber für ein Allheilmittel.“

Mündlicher Ausdruck – Teil 2: Vertiefendes Gespräch – Teil 2 – zu Thema A

Nützliche Redemittel: „Das ist sicher ein wunder Punkt, den ich nicht kleinreden möchte.“ – „Ich würde hier zwischen der ökologischen und der gesellschaftlichen Ebene unterscheiden.“ – „Ihr Einwand trifft zu, sofern ...; er greift aber zu kurz, wenn ...“ – „Zugespitzt formuliert: ...“ – „Lassen Sie mich das an einem Beispiel verdeutlichen: ...“

Mündlicher Ausdruck – Teil 2: Vertiefendes Gespräch – Teil 2 – zu Thema B

Nützliche Redemittel: „Das mag auf den ersten Blick einleuchten, bei genauerer Betrachtung aber ...“ – „Ich gestehe zu, dass ..., gebe allerdings zu bedenken, dass ...“ – „Hier kommt es entscheidend darauf an, wie man ... definiert.“ – „Ich bleibe bei meiner Einschätzung, möchte sie aber in einem Punkt präzisieren: ...“



Transkripte

Hörverstehen und Schreiben – Zusammenfassung

Text h1 (schweizerisch)

Moderator: Guten Abend, meine Damen und Herren, und herzlich willkommen im Volkshochschulsaal. Unser Gast heute ist die Stadtökologin Seraina Caduff. Sie leitet seit einigen Jahren ein Forschungsprojekt zu Wildtieren im Siedlungsraum. Frau Caduff, Sie haben das Wort.

Dr. Caduff: Merci vielmals, und guten Abend miteinander. Ich habe meinem Vortrag den Titel gegeben: „Die wilde Stadt – Wildtiere zwischen Hinterhof und Hauptbahnhof“. Und ich vermute, einige von Ihnen haben schon einmal nachts auf dem Heimweg einen Fuchs gesehen, der ganz gemütlich über das Trottoir spaziert, als würde ihm die Strasse gehören. Genau um solche Begegnungen geht es heute. Und bevor ich beginne, noch kurz zu mir: Ich bin im Engadin aufgewachsen, also eigentlich ein Bergkind, und als ich zum Studium nach Zürich kam, dachte ich, mit der Natur sei es jetzt vorbei. Ich habe mich gründlich getäuscht.

Dr. Caduff: Ich möchte Ihnen fünf Dinge erzählen. Erstens: Warum kommen Wildtiere überhaupt in die Stadt? Zweitens: Wer lebt da eigentlich alles mit uns – oft, ohne dass wir es merken? Drittens werde ich über Konflikte sprechen, denn die gibt es, und die möchte ich nicht schönreden. Viertens zeige ich Ihnen, wie die Bevölkerung uns Forschenden hilft, und fünftens, was das alles für die Planung unserer Städte bedeutet.

Dr. Caduff: Also, zum ersten Punkt. Lange Zeit hat man die Stadt als das Gegenteil von Natur betrachtet: Beton, Asphalt, Lärm. Wer Tiere sehen wollte, ist aufs Land gefahren. Heute wissen wir: Das ist ein Missverständnis. Viele Städte in Mitteleuropa sind artenreicher als die intensiv genutzte Agrarlandschaft rundherum. Das hat mehrere Gründe. Erstens gibt es in der Stadt enorm viel Futter – Essensreste in Abfallkübeln, Komposthaufen, Vogelfutter, Obstbäume in Privatgärten. Zweitens ist die Stadt ein Mosaik aus ganz unterschiedlichen Lebensräumen: Parks, Friedhöfe, Bahnböschungen, Brachen, Flachdächer, alte Mauern. Drittens ist es in der Stadt im Winter ein paar Grad wärmer als auf dem Land. Und viertens – das wird oft vergessen – wird in der Stadt nicht gejagt. Ein Fuchs im Quartier hat also deutlich weniger zu befürchten als ein Fuchs am Waldrand. Und die Stadt verändert nicht nur, wo Tiere leben, sondern auch, wie sie leben: Eine Amsel in der Stadt beginnt im Frühling oft mehrere Wochen früher zu brüten als ihre Verwandten im Wald.



Dr. Caduff: Beim Fuchs kommt übrigens noch etwas dazu. Bis in die Achtzigerjahre war die Tollwut in der Schweiz weit verbreitet, und die Fuchsbestände wurden stark bekämpft. Nachdem die Tollwut dank Impfködern verschwunden war, haben sich die Füchse erholt – und sie haben dabei die Städte entdeckt. Heute gibt es in manchen Zürcher Quartieren mehr Füchse pro Quadratkilometer als in jedem Wald.

Dr. Caduff: Damit sind wir schon beim zweiten Punkt: Wer lebt da? Der Fuchs ist sozusagen der Star, aber er ist bei Weitem nicht allein. Dachse graben ihre Baue in Bahndämmen und auf Friedhöfen. Steinmarder wohnen im Estrich und zerbeissen gelegentlich Kabel in parkierten Autos – dazu komme ich noch. Igel finden in naturnahen Gärten ideale Bedingungen, vorausgesetzt, sie kommen von einem Garten in den nächsten. Mauersegler brüten unter Dachziegeln, Wanderfalken auf Kirchtürmen und sogar auf Hochhäusern. Für einen Wanderfalken ist ein Hochhaus nichts anderes als eine Felswand – und die Stadtauben sind ein reich gedeckter Tisch. Und dann die Wildbienen: Wir haben in einem einzigen Basler Bahnareal über hundert Wildbienenarten gezählt. Hundert! Auf einer Fläche, die die meisten Leute als Ödland bezeichnen würden. Und, ganz neu: Seit einigen Jahren sind in mehreren Schweizer Städten wieder Biber unterwegs, mitten im Zentrum, an kanalisierten Flüssen. Das hätte vor dreissig Jahren niemand für möglich gehalten.

Dr. Caduff: Jetzt aber zum dritten Punkt, und der ist mir wichtig, weil man in meinem Fach gern ein bisschen zu romantisch wird. Das Zusammenleben mit Wildtieren ist nicht konfliktfrei. Der Steinmarder im Motorraum verursacht Schäden, die schnell ein paar hundert Franken kosten. Der Biber fällt Bäume, die die Stadtgärtnerei mühsam gepflanzt hat, und er staut gelegentlich Bäche, sodass Velowege überschwemmt werden. Inzwischen schützt die Stadtgärtnerei wertvolle Bäume mit sogenannten Drahtlosen, also Drahtgittern um den unteren Teil des Stammes – das kostet wenig und funktioniert erstaunlich gut. Füchse durchwühlen Kehrichtsäcke, die am Vorabend herausgestellt werden. Und es gibt gesundheitliche Fragen: Füchse können den Fuchsbandwurm übertragen. Das Risiko für den Menschen ist sehr klein, aber es ist nicht null. Wir empfehlen deshalb ganz pragmatisch, Beeren und Gemüse aus dem Garten gut zu waschen und Hunde und Katzen regelmässig zu entwurmen.

Dr. Caduff: Das grösste Problem sind aber nicht die Tiere, sondern – Sie ahnen es – wir. Viele Konflikte entstehen, weil Menschen Wildtiere füttern. Da steht dann eine ältere Dame jeden Abend mit Katzenfutter für „ihren“ Fuchs vor der Tür. Gut gemeint, aber die Tiere verlieren die Scheu, sie



werden aufdringlich, und irgendwann beisst einer in den Schuh eines Kindes, und dann ist das Geschrei gross. Deshalb unsere klare Regel: Wildtiere nie füttern. Respekt heisst hier vor allem Distanz. Und noch ein Wort zu den Kehrichtsäcken: In einem Quartier, in dem die Säcke neu erst am Morgen der Abfuhr hinausgestellt werden dürfen, sind die Beschwerden über Füchse innerhalb eines Jahres um mehr als die Hälfte zurückgegangen. Manchmal ist die Lösung also gar nicht ökologisch, sondern ganz einfach organisatorisch.

Dr. Caduff: Vierter Punkt: die Bevölkerung als Forschungspartnerin. Wildtiere in der Stadt zu erforschen, ist nämlich gar nicht so einfach. Die meisten Tiere sind nachtaktiv, und sie halten sich auf Privatgrundstücken auf, wo wir als Forschende nicht einfach hingehen können. Deshalb arbeiten wir mit sogenannter Bürgerwissenschaft. Wir haben über eine Online-Plattform mehr als zwölftausend Meldungen erhalten – Fotos, Beobachtungen, sogar Spuren im Schnee. Und wir haben an interessierte Haushalte Wildkameras ausgeliehen. Die Leute stellen die Kamera eine Woche lang in ihren Garten und laden die Bilder hoch. Insgesamt haben rund vierhundert Haushalte mitgemacht, vom Einfamilienhaus mit grossem Garten bis zur Genossenschaftssiedlung mit Innenhof. Wir wollten dabei nicht nur die üblichen Verdächtigen erreichen, also naturbegeisterte Akademikerfamilien, sondern auch Leute, die sich vorher nie für das Thema interessiert hatten. Das ist uns, ehrlich gesagt, nur teilweise gelungen. Was wir dadurch gelernt haben, wäre mit klassischen Methoden praktisch unmöglich gewesen: zum Beispiel, dass Igel in Quartieren mit vielen Gartenmauern deutlich seltener vorkommen, weil sie schlicht nicht durchkommen.

Dr. Caduff: Und noch etwas haben wir gelernt, das fast noch wichtiger ist: Die Leute, die mitmachen, schauen danach anders auf ihre Umgebung. Eine Teilnehmerin hat uns geschrieben, sie habe jahrelang gedacht, in ihrem Garten passiere nachts nichts. Und dann hat die Kamera in einer Woche einen Dachs, zwei Füchse, einen Marder und fünf Igel aufgenommen. Sie meinte, sie fühle sich jetzt wie eine Untermieterin in ihrem eigenen Garten. Ich finde, das ist eine sehr schöne Formulierung.

Dr. Caduff: Damit komme ich zum fünften und letzten Punkt: Was heisst das für die Stadtplanung? Erstens brauchen wir Vernetzung. Ein Park allein nützt einem Igel wenig, wenn er von Strassen und Mauern umgeben ist. Es braucht Korridore – Grünstreifen, Hecken, Bahnböschungen – und manchmal ganz banale Dinge: ein Loch von dreizehn mal dreizehn Zentimetern unten im Gartenzaun. Zweitens: Bei Neubauten sollte man von



Anfang an an die Tiere denken – Nistkästen für Mauersegler in die Fassade integrieren, Dächer begrünen, Glasflächen so gestalten, dass Vögel nicht dagegenfliegen. In einem neuen Wohnquartier in Winterthur hat man zum Beispiel schon in der Planungsphase Ökologinnen beigezogen. Dort gibt es jetzt Kleintierdurchlässe unter den Wegen, einen Teich statt eines Zierbrunnens und Fassaden mit Kletterpflanzen. Und was mich besonders freut: Die Wohnungen sind dadurch nicht teurer geworden, weil viele dieser Massnahmen günstiger sind als die konventionelle Lösung.

Dr. Caduff: Und drittens – das ist vielleicht der unbequemste Punkt – müssen wir mehr Unordnung zulassen. Der englische Rasen, der jede Woche gemäht wird, ist für die meisten Tiere eine grüne Wüste. Ein Laubhaufen in der Ecke, ein Stück Wiese, das erst im Spätsommer gemäht wird, eine Brache, die man ein paar Jahre in Ruhe lässt – das bringt oft mehr als teure Naturschutzprojekte. Dafür braucht es allerdings auch ein Umdenken in der Bevölkerung, denn viele empfinden so etwas zuerst einmal als ungepflegt.

Dr. Caduff: Lassen Sie mich zum Schluss noch einmal auf den Fuchs auf dem Trottoir zurückkommen. Er ist kein Eindringling. Er ist ein Mitbewohner, und zwar einer, der uns etwas über unsere Städte verrät: Wo er sich wohlfühlt, ist Platz für Leben. Unsere Aufgabe ist es nicht, die Wildnis aus der Stadt fernzuhalten, sondern zu lernen, mit ihr zu leben – mit Respekt, mit Abstand und mit ein bisschen Gelassenheit. Wenn Sie also das nächste Mal einem Fuchs auf dem Heimweg begegnen: Bleiben Sie stehen, schauen Sie ihm nach, und lassen Sie ihn seiner Wege gehen. Ich danke Ihnen.



Antwortbogen

Name: _____ Datum: _____

Leseverstehen - Teil 1

	Lösung
1	
2	
3	
4	
5	

Leseverstehen - Teil 2

	a	b	c
6	☐	☐	☐
7	☐	☐	☐
8	☐	☐	☐
9	☐	☐	☐
10	☐	☐	☐
11	☐	☐	☐
12	☐	☐	☐
13	☐	☐	☐
14	☐	☐	☐
15	☐	☐	☐

Leseverstehen - Teil 3

	Lösung
16	
17	
18	
19	
20	
21	
22	
23	
24	
25	

